

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 26, 26. Juni 1847

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 26.

Sonnabend, den 26. Juni.

1847.

Der Vetter aus Chandernagor.

Eine Criminalgeschichte.

(Nach dem Französischen.)

Dirthe de Lafayolles ein reicher Hagestolz, Erbe eines Pflanzers von Isle de France wohnte in der Straße du Bac in Paris, nicht weit von der Kirche St. Thomas von Aquin. Außer einem ansehnlichen Capital-Vermögen besaß er einige schöne Pachtgüter in der Champagne und große Summen in Staatspapieren. Seine Gallerie von italienischen Gemälden wurde fast eine Million taxirt. Er genoß einen Credit, wie ihn wenig Handelshäuser hatten, und er hätte die größten Geschäfte machen können, wenn er die Verbindungen hätte benutzen wollen, die sein Vater, ein ehemaliger Indiensfahrer mit den vornehmsten Comptoirs Indiens angeknüpft hatte. Aber durchaus los und lebzig, wußte er nicht einmal etwas von den meisten seiner Verwandten, die sich über See in alle Theile der Welt zerstreut hatten und kümmernte sich daher durchaus um gar keine Geschäfte; für sich hatte er ja mehr als genug. Er führte ein Junggesellenleben im strengsten Sinne, ohne allen Aufwand, und seine Beschäftigung bestand in menschenfreundlichen Handlungen, die er in der größten Verborgenheit übte. Dabei unterhielt er sich jedoch mit wissenschaftlichen Experimenten und mit dem Sammeln von allerlei Seltenheiten, speisete beim Traiteur und hatte nur Umgang mit einigen Frauensinnern, die an seiner Unterhaltung Gefallen fanden.

Der Tod eines alten Negers der ihn von seiner Kindheit an bedient hatte, bekümmerte ihn sehr, da er dadurch in seinem gewohnten Leben gestört wurde, und da er den Domestiken seiner Zeit wenig traute, beschloß er, ganz ohne Bedienung zu bleiben. Es fanden sich ansehnliche Bursche genug bei ihm ein, die in seinen Dienst treten wollten,

aber ihre Gesichter gefielen ihm nicht; es waren damals manche Herrschaften bestohlen; allein er wagte es nicht zu gestehen, daß dies ihn furchtsam mache, er blieb dabei, daß er sichs vorgenommen, keinen Diener wieder anzunehmen.

Einer seiner Pächter schickte ihm jedoch einen Burschen aus der Champagne, der in Paris einen Dienst suchte und ihn um seine Empfehlung bat. Der Junge sah dumm genug aus und that so kläglich, daß de Lafayolles sich selbst entschloß, den Schöps in Dienst zu nehmen, der doch sonst schwerlich ein Unterkommen finden würde. Er war mit diesem Entschlusse sehr zufrieden, und dankte nach einiger Zeit seinem Pächter schriftlich, daß er ihn zu einem so guten Diener verholten. Nicht lange nachher entstand des Morgens im Vorzimmer ein solcher Lärm, daß Hr. de Lafayolles aus dem Bette sprang, um zu sehen, was es gäbe. Ein Fremder mit einem breitrandigen Strohhute auf dem Kopfe und ganz in Pelzwerk eingehüllt, prügelte seinen Bedienten. „Sie sind ein Betrüger,“ rief dieser, „mein Herr hat gar keine Verwandte in Indien; sie sind gottlob alle todt.“

Der Fremde unterbrach seine Demonstration auf dem Rücken des Dieners, als er den Herrn selbst erblickte. Er gab sich demselben als einen Vetter zu erkennen, dessen dieser sich jedoch nur aus den Erzählungen seines Vaters erinnerte. Pässe von den Behörden zu Chandernagor, alte Briefe des verstorbenen Vaters des Hrn. de Lafayolles, tausend unbestreitbare Nachweisungen gingen aus der Brieftasche des Fremden hervor, und bald lachte man beim Frühstück herzlich über die Einfalt des Bauerjungen aus der Champagne, der aus purer Anhänglichkeit an seinen Herrn es sich herausnahm, den Verwandten desselben die Thür zu weisen. Der Vetter aus Ostindien wollte sich Andreß (so hieß der Diener) Freundschaft erwerben, und warf ihm einige Goldstücke zu, aber Andreß schob sie verächtlich mit



dem Fuße von sich und blieb mürrisch wie vorher. Jeden Morgen hatten die beiden Vetter ihren Spaß an dem Menschen, den sie durch kleine Neckereien nur noch immer aufgebracht gegen den Eindringling machten. Indes erinnerte er sich der ersten Begrüßung des Indiers und bediente denselben nur mit der Manier eines Hundes, der beißen möchte und nicht darf. Sein Herr hielt ihm manche Ermahnungsrede und bewies ihm, daß er als Christ vergeben müsse, was im Grunde nicht so böse gemeint gewesen.

Uebrigens wurde es allmählig lebendiger und unruhiger in der stillen Wirtschaft unsers Hagestolzen. Der Vetter hatte viele Handelsgeschäfte zu besorgen, theils eigene, theils Commissionen. Mäkler, Agenten und selbst manche Kaufleute belagerten das Vorzimmer unsers Millionärs, der, so ungern er auch die friedliche Ruhe aufgab, doch nicht zugeben wollte, daß sein Vetter sich eine andere Wohnung wähle. Geldwechsler, Juweliers und Galanteriehändler gingen bei dem Indier aus und ein; er konnte sich nur einzelne Tage in Paris aufhalten und um die Geschäfte desto schneller betreiben zu können, ließ man Mittags sich das Essen ins Haus bringen. Abends gieng dann lustig her, und zur großen Verwunderung der Nachbarn, nahmen auch weibliche Besuche an den Gesellschaften Theil, die unser Einsiedler zu Ehren und zur Unterhaltung des Veters veranstaltete. Andres unterließ es nicht zu brummen, daß die Gesundheit und der gute Ruf seines Herrn darunter leide, aber dieser suchte ihn zu beruhigen, da er sich wohl dabei befände und der Ruf eines Millionärs immer gut sei.

Während dieses lustigen Lebens, welches gegen das frühere Leben in diesem Hause wie ein Carnaval erschien, langte ein Bauer mit einem hübschen Beutel voll Geld an. Es war der Pächter aus der Brie, dem Hr. de Lafayolles seinen Andres verdankte. Der Vetter war gerade mit Andres ausgegangen. — „Nun Freund Croisette, ich danke Dir auch noch für den originellen Kerl, den Du mir geschickt hast.“ — „Wen denn?“ — „Den Bauerjungen, meinen Bedienten, den Andres. Ich bin sehr zufrieden mit ihm, obgleich er dumm ist wie ein Stock. Das Beste, was ein Dummkopf thun kann, ist blindlings gehorchen, und das thut er.“ — „Meiner Sir, Herr, das freut mich, aber wozu mir das danken! Ich verstehe Sie nicht.“ — „Hast Du denn nicht meinen Brief erhalten? Habe ich Dir nicht geschrieben, daß ich den Andres selbst behalten wollte? Der Kerl ist Goldes werth und macht deiner Empfehlung alle Ehre.“ — „Erlauben Sie, ich habe Ihnen Niemand empfohlen; ich glaube, Sie wollen mich aufziehen.“ — „Begreiffst Du mich denn gar nicht?“ — „Ich begreife Nichts von der Sache, als daß ich Ihren Brief gar nicht erhalten habe. Ihr langes Stillschweigen machte uns besorgt wegen ihres Befindens und da dachte ich, wollte ich mich selbst auf den Weg machen und einmal sehen, wie's hier ausfähe, und da bin ich nun; aber was Sie da von einem Andres sagen, verstehe ich nicht: Ihren Andres kenne ich eben so wenig, als ich Adam und Eva gekannt habe.“

Nun wurde es dem Hr. de Lafayolles doch wunderlich bei der Sache. Anfangs hatte er geglaubt, der gute Croisette habe einen zu starken Morgentrunk genommen, oder leide an Gedächtnißschwäche, als aber alle Versuche, dasselbe zu wecken, vergebens waren und der Pächter darauf bestand, daß er seinen angeblichen Brief ihm zeige, holte er diesen herbei. Nun rief Croisette erstaunt aus, daß man seine Handschrift nachgemacht habe, und daß Andres ein arger Spitzbube sein müsse. Jetzt gieng es ans Vermuthen; was der reiche Hagestolz vermuthete, läßt sich errathen. Man schickte zu einem Polizei-Commissair, und der Vetter, der indes auch zu Hause kommt, weiß nicht, was er zu der Sache sagen soll. Er meint, man müsse die Sache nicht an die große Glocke hängen; die lasse sich im Hause recht gut abmachen. Sein spanisches Rohr werde schon hier ausreichen, so gut wie in Indien, wenn die Neger Drangen gestohlen. Damit werde der arme Teufel bestraft und habe noch Gelegenheit, sich zu bessern, wozu er auf den Galeeren wenig Gelegenheit finde. Vielleicht sei er gar nicht einmal so schlimm, und sein ganzer Zweck sei nur gewesen, sich ein Unterkommen in einem guten Hause zu verschaffen, und so den bösen Weg zu verlassen, auf welchem er bisher gewandelt haben möge. Er wollte ihn mit in den Garten nehmen und vom Erfolg der mit ihm anzustellenden Untersuchung werde es dann abhängen, ob man ihn dem Commissair übergeben oder diesen wieder entlassen wolle. Der Vorschlag gieng durch. Der Commissair war gar nicht der Mann, einem Millionair zu widersprechen, der ihn lieber Freund nannte und ihm Alicante zum Frühstück präsentirte. Andres folgte brummend dem Stabhalter von Chandernagor, der ihm in den Garten voranschritt und mit dem Ton eines Bürgermeisters sagte, er habe ihm etwas zu eröffnen. Die Gasthüre des Saals schloß sich hinter ihnen. Man wartete einige Zeit auf das Resultat der Vernehmung; endlich wurde Hr. de Lafayolles unruhig und gieng mit dem Commissair und dem Pächter den Weiden nach. Die Hinterthür des Gartens stand offen und so wenig der Vetter, als Andres war zu sehen. Sie kamen auch nicht wieder, weder den Abend, noch den andern Tag, noch später.

Acht Tage nachher wurde in den Steinbrüchen des Montmartre eine Räuberbande verhaftet, ihr Anführer waren der Vetter aus Chandernagor und der Protegé des Pächters. Nun enträthelte sich die ganze Geschichte. Vom Bicetre aus, wo der Erhaltungs-Senat dieses Staats im Staate seinen eigentlichen Sitz hatte, sandte er seine Gesandten mit falschen Creditbriefen als Domestiken in die Häuser der Reichen. Hatten diese alle Geheimnisse der Familie ausgekundschaftet, so folgte ein Zweiter, je nachdem es den Verhältnissen angemessen war, als unbekannter Vetter, als Correspondent aus einer fernen Handelsstadt, als politischer Flüchtling, oder gar als Mitglied eines geheimen Bundes. Alles wurde dann so eingerichtet, daß man sich einander in die Hände arbeiten konnte. Hr. de Lafayolles kam in diesem Falle noch damit frei, daß er die schlechten

Waaren wieder zu verkaufen suchen mußte, die ihm sein Vetter für sein gutes Geld hatte ins Haus schleppen lassen. Hätte das Geschäft lange gedauert, so wäre er vielleicht nicht mit 300,000 Franken frei gekommen.

Ein Besuch auf dem Dampfschiffe Washington.

(Auszug eines Briefes vom 21. Juni 1847.)

Am Montage (Juni 21.) war ein großes Festmahl im Saale der „Erholung,“ wobei es denn an Reden und Trinksprüchen natürlicher Weise nicht fehlte. Daß der Bürgermeister Smidt ein guter Redner sei, ist eine bekannte Sache, doch freut es mich, solches aus eigener Erfahrung bestätigen zu können. Nach ihm sprachen der Bürgermeister Meyer, und der Senator Duckwiz, der dem Oberpostmeister der vereinigten Staaten, Oberst Johnson einen Toast brachte. Dann erhob sich der Major Hobbie, dankte für den Trinkspruch und sprach ausführlich über die Geschichte des Verkehrs mit America durch das Dampfschiff „Washington,“ und über die Zukunft desselben. Sein Vortrag war mit natürlicher Weise etwas auffallend, denn es war ja der erste americanische Redner, den ich hörte. Ein kleiner, schwächlicher Mann mit scharfgeschnittenen Zügen und klugem Auge, er sprach sehr lange, und unter etwas heftigen Gesticulationen, wußte auch seine Stimme sehr wohl zu gebrauchen, so daß seine Rede ergriff, wenn man auch dem ungewohnten Wortlaute derselben nicht folgen konnte. Darauf sprach der Königl. Preuß. Geh. Legationsrath v. Patow. Unter Anerkennung der Verdienste Bremens um das Unternehmen dieser regelmäßigen Dampfschiffahrt, verschaffte er doch auch der Unterstützung Anerkennung, welche dasselbe bei den übrigen deutschen Regierungen gefunden.

Einen Trinkspruch des Bürgermeisters Smidt auf die Ocean-Strom-Navigation-Compagnie erwiederte der Vicepräsident dieser Gesellschaft, Mr. Stephens. Er sprach lange und man merkte es ihm an, daß er schon oft öffentlich geredet haben mußte, auch an dem Fellows, was ihm im Fluß der Rede manchmal statt des Gentlemen ent schlüpfte. Er trank während der Rede zuweilen ein Glas Wein und ruhte dann ganz gemüthlich aus. Großen Effect machte es, als er im Verlaufe seiner Rede ankündigte, die Ocean-Strom-Navigation-Compagnie habe ihn beauftragt, der Stadt Bremen ein Modell des „Washington“ zu überreichen, und als dieses unter lautem Jubel von americanischen Bürgern hereingetragen wurde.

Capitain Hewitt, der Führer des Dampfschiffs „Washington,“ gleichfalls vom Bürgermeister Smidt mit einem Trinkspruch begrüßt, sprach dann kurz, und mehr in deutscher Weise. Er ist ein hübscher Mann, in dessen Gesicht Einiges an Napoleon erinnert.

Doch ich kann Euch nicht alle Redner aufzählen und Euch den Inhalt ihrer Vorträge ausführlich mittheilen;

Ihr findet ihn in der heutigen „Bremer Zeitung“ angegeben. Ich nenne Euch nur die Herren Senator Duckwiz, Winkelmann, J. A. Dröge, Dyppe aus dem Erzgebirge, Consul Gräbe, Dr. Focke, Prof. Zellkamp aus Berlin, H. Meier und Consul Delrichs. Der Gegenstände auf welche Gesandtheiten ausgebracht wurden, gab es Mancherlei, doch bemerkte ich noch, daß auch der Trinkspruch: „die Frauen und Jungfrauen!“ nicht fehlte. Hr. Focke brachte dem Hrn. F. J. Wichelhausen ein Lebehoch! Er war der erste americanische Consul in Bremen, ein Zeitgenosse Washingtons, und der Einzige in der Gesellschaft, der denselben persönlich gekannt hatte.

Noch wurde die Gesellschaft durch die Mittheilung des Hrn. Consul Delrichs erfreut, daß das zweite Schiff der Gesellschaft, woran jetzt gebaut wird, nicht, wie das Gerücht verbreitet hatte, den Namen „Lafayette“ führen, sondern „Hermann“ heißen solle.

Um 9 Uhr wurde die Tafel aufgehoben und eine Stunde später, ging die Gesellschaft auseinander.

Am andern Tage um 6 Uhr Morgens, fuhr ich nach der Schlachte, wo der „Guttenberg“ an der mit Flaggen und Guirlanden geschmückten Anlegebrücke zum Empfange der Gäste bereit war, die heute den „Washington“ besuchen wollten. Während die übrigen Gäste und unter ihnen die Bürgermeister, von ihren „Hercendienern“ gefolgt, ankamen, hatte ich Zeit, unser Schiff und dessen Schmuck zu betrachten. Hinten am Flaggenstab wehte die Bremer Flagge mit dem Reichsadler in der Mitte; mitten auf dem Decke die Bremer Flagge mit dem Stadtwappen, und zu beiden Seiten desselben die Americanische und Preussische, auf den Näherkästen die Hannoverische und Oldenburgische, und zwischen diesen an Stangen am Bord des Schiffs die verschiedenen Signalflaggen. Oben am Mast befand sich der Standard des Schiffs, und an beiden Seiten herunter sah man die bunten Flaggen der Marrpats-Signale; vorn am Schiffe wieder die Bremer Flagge.

Unser Schiff füllte sich ziemlich, und wir fuhren etwa um halb sieben Uhr unter Kanonendonner und Musick ab. Nach und nach ordnete sich die Gesellschaft; es wurde Caffee servirt und wir schwammen ganz ruhig hinab, nach Wegesack, wo Kanonendonner uns empfing. Eben so ging es zu Eicketh und Brake, welches, von der Morgenfonne beleuchtet, sich ganz hübsch machte.

Auf dem Telegraphengebäude wehte über dem Telegraphen die Oldenburger Flagge, auf den beiden Ecken sah man die Bremer und die Americanische und darunter wieder die Oldenburgische. Alle Schiffe flaggten, was sich, da der Strand sehr gut belegt war, wunderhübsch machte, und allgemeine Anerkennung fand. Nachdem wir in Brake noch einige Gäste des „Washington“ aus Oldenburg und Brake an Bord genommen hatten, fuhren wir weiter und wurden auch bei Strohhäusen und Dedesdorf festlich begrüßt. Schon aus der Ferne erblickte man das colossale Gebäude des „Washington,“ dessen Größe durch mehrere um ihn herumliegende Dreimaster von 4—500 Last



nur noch mehr gehoben wurde. Die Salutschüsse des „Gutenberg“ wurden von Bremerhafen, vom Fort und vom „Washington“ erwidert; dann legten wir mit dem „Gutenberg“ uns unten an den Coloss und stiegen, nachdem wir durch dreifachen, gleichermaßen erwiderten Zuruf ihn begrüßt hatten, unter den lustigen Tönen des Yankee-Doodle die lange Treppe hinan.

Auf dem Decke überraschte sogleich die ungeheure Breite und Länge, und man glaubte kaum auf einem Schiffe zu sein, wenn man sich darauf erging und die Kühn aus ihren Ställen verwundert die Gäste anstarrten.

Die etwa zweihundert Besucher vertheilten sich nun in alle mögliche Räume, bewunderten Saal, Kammern, Speisekammern und alle einzelne Abtheilungen, die Ihr schon aus den Zeitungen oder anderen Beschreibungen kennen werdet; erwartet daher auch von mir keine ausführliche Beschreibung derselben. Ich will nur bemerken, daß die Einrichtung mir sehr bequem und zweckmäßig erschien, auch elegant war, aber keinesweges so elegant, wie man nach der Beschreibung es hätte erwarten sollen; vielmehr habe ich schon Segelschiffe gesehen, die ebenso elegant decorirte Kajüten besitzen. Am meisten imponirte mir die Maschine mit ihren ungeheuern Dimensionen, gegen welche kleinere Maschinen, z. B. wie die des „Oldenburg“ wie Nippfischen erscheinen. Das Schiff selbst ist, wie gesagt, colossal, und imponirt durch seine Größe, aber etwas Schönes kann ich daran eben so wenig finden, wie an Dampfschiffen überhaupt, wenn gleich es als Dampfschiff schön genug sein mag.

Nachdem noch einige Gäste von Bremerhafen gekommen waren, setzten wir uns um 12¹/₄ Uhr zu Tische und speiseten viele Gerichte in merkwürdiger, nach unserer Gewohnheit regelloser Ordnung. Diese Gerichte aufzuzählen, das werdet Ihr von mir nicht verlangen, doch bemerke ich, daß Schildkrötensuppe und frischer Lachs nicht fehlten. Bei Tische wurden nun wieder diverse Reden gehalten, doch kürzer als am Tage vorher; ich muß Euch deshalb wieder auf die „Bremer Zeitung“ und die „Weser Zeitung“ verweisen. Consul Heineken, der Festgeber, bewillkommte die Gäste in deutscher, Capitain Hewitt in englischer Sprache und im Namen seiner Heimath, und der Ocean-Strom-Navigation-Compagnie, wie in seinem eignen u. s. w. und auch hier zeichnete sich wieder der Bürgermeister Smidt durch glückliche Anknüpfung seiner Trinksprüche an Zufälligkeiten aus, z. B. daß das Fest am längsten Tage gefeiert wurde.

Um 3 Uhr nahmen wir unter den Tönen des Hail Columbia und unter Kanonensalven mit abermaligem dreifachen Zurufe Abschied vom „Washington“ und fuhren nach Bremerhafen, wo der Caffee getrunken wurde. Im Hafen lagen der „Schiller“ und der „Goethe“ neben mehreren großen Schiffen. Alle flaggten und einzelne wurden von uns Gästen besucht.

Auf der Rückreise ging es grade wie auf der Hinreise, allenthalben gab es Festlichkeiten. Die Gesellschaft wurde

jedoch nach den vielen Genüssen nach und nach abgespannt, und erquickte sich vorzugsweise mit Bier, bis wir Etwas nach 9 Uhr in Bremen wieder ankamen, und an dem durch Pechpfannen und bengalisches Feuer beleuchteten Anlegeplatz mit Kanonendonner und Raketen empfangen wurden. Auch waren einige Häuser hübsch illuminirt.

Das wären denn meine „Washington-Tage,“ die gewiß zu denen gehören, von denen man Kindern und Kindeskindern erzählen kann; sie bilden ein Stückchen Geschichte, und es ist doch immer interessant, wenn man Geschichte machen sieht, und dabei, sei es auch noch so wenig thätig, eine Rolle mitspielt. Wer kann es ermessen, welche Folgen diese angeknüpfte nähere Verbindung Europa's mit den Ländern jenseits des Oceans haben wird? u. s. w.

Kirchennachricht.

Vom 19. bis 25. Juni sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: 56) Friedrich Anton Strackerjan und Louise Wilhelmine Catharine Caroline Greiner, Oldenburg, 57) Christoph Christian Friedrich Gottlob Kahlke und Henriette Catharine Friederike Pape, Oldenburg.

2. Getauft: 172) Elmar Eduard Kullmann, Oldenburg, 173) Siehe N^o 186 der Beerdigten. 174) Johann Friedrich Carl Sterzenbach, Oldenburg, 175) Johann Rosenbohm, Großbornborsl. 176) Johanne Helene Wilhelmine Badenhus, Heiligengeistthor.

3. Beerdigt: 181) Heinrich Dietrich Anton Rippen, Gerberhof, 6 J. 10 M. 182) Heinrich Wilhelm Plate, Everßen, 2 M. 183) Anna Catharine Huntemann, Everßen, 10 J. 12 M. 184) Friedrich Anton Gerhard Meyer, Everßen, 8 M. 185) Johann Hinrich Geerten, Bürgerfeld, 30 J. 3 M. 186) Eine todtgeborne Zwillingstochter des Stabsfouriers Heinrich Wilhelm Rudolph Wege, Heiligengeistthor. 187) Sophie Wilhelmine Caroline Frers geb. Hornbostel, Heiligengeistthor, 42 J. 9 M. 188) Helene Catharine Charlotte Meyer, Everßen, 7 J. 7 M. 189) Anna Hinrike Gramberg, Lehmküble, 4 J. 2 M. 190) Elmar Eduard Kullmann, Oldenburg, 12 T.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 27. Juni:

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Vorm. (Auf. 9¹/₂ Uhr) Herr Hilfsprediger Barelmann.
Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Clausen.

Angekommene Fremde.

Hôtel de Russie. Schwarzing, Kfm., v. Bremen; Braun, Kfm., v. Norwegen; Strathmann, Kfm., u. Frau, v. Leer; Schmidt, Adv. v. Eisleth; v. Düring, Kfm., v. Düring, Part., v. Bremen; Sellmann, Regier.-Secret., v. Birkenfeld; Hedden, Landger.-Secret., v. Cloppenburg; Kurken, Gutsbes., u. Frau, v. Schweit; Böning, Kfm., v. Bremen; Mannen, Müller, v. Tengshausen; Hartmann, Aytz., u. Frau, v. Alens; Pundt, Amtsinn., v. Verne; Kettler, Bürgermeist., u. Fam., v. Emden; Mehlbach, Kfm., v. Brüssel; Videnbach, Kfm., v. Neufunkeln; Koch, Kfm., v. Stuttgart; Abrahamson, Kfm., v. Hamburg; Rabusen, Kfm., u. Frau, Boß, Gastw., u. Frau, v. Norden; Schoen, Kfm., v. Leipzig.

N^o 26 der Oldenburgischen Blätter wird enthalten: Die inländischen Versicherungs-Anstalten gegen Seeresfahr. (Schluß.) — Bericht des vom 1. Jan. bis 31. Decbr. 1845 im Herzogth. Oldenburg, mit Einschluß der Herrsch. Jever, Copulirten, Gebornen, u. Gestorbenen.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Dreizehnter Jahrgang.

N^o 27.

Sonnabend, den 3. Juli.

1847.

Eine Reise durch das Oldenburgische.

Wir pflegen, wenn uns eine neue Reisebeschreibung zukommt, welche zugleich das Oldenburgische berührt, gern das zuerst zu lesen, was über dieses gesagt wird. Es giebt einen gewissen Maßstab für die Beobachtungs- und Darstellungsart des Verfassers, den man dann auch bei dem anwenden kann, was er von anderen Gegenden sagt. So haben wir es denn auch bei einem erst kürzlich erschienenen Buche gemacht, bei der „Reise durch Frisland, Holland und Deutschland im Sommer 1845 von K. J. Clement“ (Kiel, 1845), und es wird unsern Lesern vielleicht nicht unangenehm sein, wenn wir ihnen mittheilen, was wir in Beziehung auf unser Land darin gefunden haben.

Der Verfasser, Dr. Knut Jungbohn Clement, ist nach seinem Namen wahrscheinlich friesischer Abkunft und der Zweck der vorliegenden Reise scheint wenigstens mit darauf gerichtet, den Spuren des Altfrisischen in einem Theile der bereiseten Gegenden nachzugehen. Außer „Reisen in Irland“ hat er nemlich 1845 auch herausgegeben: „Die Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen, insbesondere der Frisen nördlich von der Elbe.“ (Kiel b. Wülfow) und schon bevor er in Frisland kommt (so schreibt er statt des bei uns gewöhnlichen Frisland), findet er schon allerlei Spuren des alten friesischen Volks. Ubrigens reiste der Verfasser mit Frau und Kindern und einer Magd, mußte also allenthalben einen eignen Wagen nehmen und daher können wir wol einige Nachsicht mit ihm haben, wenn er im Eingange aufrechnet, was ihm die Fuhr gekostet, ehe er nach Holland gekommen, z. B.: „Von Bremen nach Oldenburg sind 6 Meilen, und von hier nach Leer reichlich 9, und diese Strecke kostete mindestens 16 1/2 \mathcal{R}

Fuhrgeld in Gold. Auf der andern Seite des Dollars, wo das holländische Reich beginnt, wird das Reisen wohlfeiler, man hört freilich immer sagen, in Holland sei es sehr theuer reisen, allein das ist ein Vorurtheil, welches sich auf Mangel an Erfahrung gründet. Ich werde hernach die Belege dafür geben. In England und Holland sind die Reisebeförderungen wohlfeiler, als in Deutschland und Dänemark.“

Doch, wir wollen ihn seine Reise durch unser Land selbst erzählen lassen, und der Beziehungen und Vergleichen halber, müssen wir von der Lüneburger Haide anfangen, und ihn bis an die Ems begleiten.

Mitten aus Deutschland heraus kommt die trübe und wüste Lüneburger Haide, bedeckt die ganze Ostseite des hannoverschen Landes, und durchschneidet in nördlicher Ausdehnung die ganze Halbinsel zwischen der Nord- und Ostsee von einem Ende bis zum andern. Finster und melancholisch, dürr und hager ist ihr Angesicht, sie ist über 15 Meilen lang. Von jeher ist wenig menschliches Leben auf der Lüneburger Haide gewesen, hier war sicherlich keine ursprünglich germanische Heimath, die Landstraßen nach der Hauptstadt Hannover liegen auf diesem leblosen Boden und geben dem Reisenden ein trauriges Bild von Deutschland. Etwa 18 Meilen weiter westwärts liegt die Amerländer (sic) Moor in der Westhälfte des jetzigen Großherzogthums (?) Oldenburg, nicht so groß als die Lüneburger Wildniß, doch ebenfalls mit weit gen Norden reichender Fortsetzung, wovon sich noch Ueberreste auf den Außeninsel-Trümmern der untergegangenen Frisenlande nördlich von der Elbe finden, auch nicht so wild und wüßt mehr, als weiland, und nicht so unbarbarisch geliebt, wie die Lüneburger Haide,

